

Hans Höffmann

Und dennoch

Autobiographie

Mit einem Nachwort von
Professor Dr. Egon Spiegel

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



3., erweiterte Auflage 2020

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2012

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Covergestaltung: Christian Langohr, Freiburg

Coverfoto: Daniel Ohlhoff

Bilddokumente: Daniel Ohlhoff,

L'Osservatore Romano und Familienarchiv Höffmann

Foto Rückseite: © L'Osservatore Romano

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-38807-1

Voller Dankbarkeit für alles,
was ich empfangen habe,
widme ich dieses Buch meinen Eltern
Julius und Josefa Höffmann
sowie meinem Sohn Thomas Maria Höffmann.
Ganz besonders schließe ich in meinen Dank
den Heiligen Vater Papst Johannes Paul II. ein.

1

Es ist sehr heiß im Süden Italiens, und Wälder stehen in Flammen. In der Ferne sehen wir brennende Berghänge und während des Tages immer wieder große Löschflugzeuge. Der Kampf gegen das Feuer ist hart. In dieser Nacht regnet es sogar Asche.

Unsere Feriengemeinschaft lebt in Sicherheit, und gemeinsam gestalten wir tolle Programmpunkte. Die Jugendlichen spüren die Anstrengungen des Tages nicht, ich dagegen deutlich. Zurzeit läuft die Singleparty und alle sind auf den Beinen, für mich scheint dieser Abend nicht der Höhepunkt des Sommers zu werden, und so sitze ich gegen 23 Uhr vor meiner Hütte. Ein bisschen Ruhe, eine kurze Erholungspause, dann geht es wieder in die Lagerrunde.

Sechs Ferienlager stehen in diesem Jahr in meinem Terminkalender, zurzeit läuft das dritte.

1320 junge Menschen besuchen in diesen Tagen mit uns den Mittelmeerstrand: am Golf von Gaeta in Italien. Alle sind wohlauf, die Stimmung ist gut und die Abendveranstaltung unter dem Sternenzelt des Südens erreicht bis Mitternacht ihren Höhepunkt; dann werde ich wieder auf der Bühne sein.

Mein Handy klingelt, am anderen Ende der Leitung höre ich die Stimme des besorgten Einsatzleiters einer Berufsfeuerwehr.

Er steht in 113 Metern Höhe auf einer Brücke, und

mit ihm stehen dort Polizei und Notarzt, Sanitäter und weitere Wehrleute.

Über ihnen thront im Baugerüst der Brücke ein junger Mann von 17 Jahren. Ein geliebtes Kind seiner Eltern, ihr Lebensinhalt – wie in vielen Familien. Er möchte nicht mehr leben, in 113 Metern Tiefe soll sein Ende sein!

„Sind Sie der Mann, der die Ferienlager in Italien leitet?“, fragt mich der Einsatzleiter aus fast 2000 km Entfernung.

„Ja!“

„Ein junger Mann steht hier im Baunetz einer 113 Meter hohen Brücke und möchte nicht mehr leben. Er möchte gerne mit Ihnen sprechen! Sind Sie bereit zu einem Gespräch?“

„Ja!“

Ich höre das Rauschen des Windes und plötzlich eine schüchterne Stimme.

„Hans?“

„Ja?“

„Hier ist Marvin!“

„Ja! Was ist los? Was ist passiert?“

„Ich spring hier runter, ich ...!“

Ich kenne diesen Jungen, während unseres zweiten Ferienlagers habe ich ihn hier auf dem Campingplatz in Italien vor wenigen Tagen kennengelernt. Wir haben miteinander gesprochen. Ich kenne seine Probleme. Eigentlich sind es, soweit er mir davon erzählt hat, nor-

male Entwicklungsprobleme, die ihn quälen: Schule, Elternhaus, Beziehungen. Aber er ist voller Enttäuschung und Ratlosigkeit.

Jetzt hängt er, im wahrsten Sinne des Wortes, in den Seilen, und die kleinste Unachtsamkeit, egal von welcher Seite, kann ihn sein überaus kostbares Leben kosten.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber ich höre mich reden. Ich finde Zugang zu dem Jungen, wir sprechen miteinander. Meine Nerven sind angespannt, ich schwitze und rede. Meine Gedanken und Worte werden geführt. Mein Körper scheint zu kollabieren, aber mein Geist ist hellwach.

Unser Campingplatz befindet sich in einem Funkloch. Eigentlich bricht jedes Handygespräch innerhalb von zwei Minuten dreimal zusammen, aber jetzt steht die Leitung. Irgendjemand hält sie zusammen.

Die Zeit schreitet voran und ich frage mich: „Wie lange reicht die physische Kraft des Jungen? Wie lange kann Marvin sich noch im Baunetz halten?“ Jeder Augenblick kann der letzte sein, eine Tragödie!

Ich erzähle aus meinem Leben, von den Höhen und Tiefen, von den Augenblicken und der Entwicklung, von den Niederlagen und Erfolgen, von den Enttäuschungen und Erfüllungen, von den Verletzungen und Hoffnungen – und von meiner Überzeugung, dass Marvins Leben noch prächtig verlaufen wird.

Marvin hat Schmerz und Verlust, Einsamkeit und Verzweiflung, Verletzungen und Enttäuschungen erfahren;

dadurch wird er in Zukunft Menschen, die Gleiches oder Vergleichbares erleben, besonders gut verstehen. So wird er zum Salz der Erde.

Um 23.20 Uhr hat unser Gespräch begonnen, jetzt, um 0.40 Uhr, haben wir es beendet!

Unser Gespräch ist vorbei. Ich sitze stumm vor meiner Hütte, ich bin durchnässt von Schweiß und fühle mich leer, ich spüre Bauchschmerzen. Mein Handy klingelt, am anderen Ende ist wieder der Einsatzleiter der Feuerwehr. „Marvin ist in unserer Obhut, danke!“ Es ist vorbei, Gott sei Dank!

Am nächsten Tag verlasse ich zum ersten Mal innerhalb von 39 Jahren mein Ferienlager und fliege – von fast allen unbemerkt – für einige Stunden nach Deutschland. Ich besuche Marvin in der Klinik, ich habe es ihm am Abend versprochen.

Lieber Marvin, ich danke dir für dein Vertrauen. Ich danke allen für den glücklichen Verlauf dieser schweren Stunden. Fast 40 Jahre ist es her, dass ich in vergleichbarer Situation Hilfe von anderen erfuhr; nun durfte und konnte ich selbst jemandem helfen.

Für dich und für alle, die in schweren Stunden Trost und Hoffnung suchen, erzähle ich jetzt aus meinem Leben. Ich habe erfahren, dass jede auch noch so ausweglos erscheinende Situation auch ein Gewinn sein kann! Ein Geschenk Gottes! Glaube mir, nicht jeder Sturz endet in der Tiefe!

2

Am 1. Mai bin ich geboren. Es war ein warmer Freitagmorgen, dieser 1. Mai 1953, der bereits einen heißen „Tag der Arbeit“ andeutete. Seit Wochen litt Deutschland in diesem Jahr unter einer Hitzewelle, die erst abrupt Ende Mai mit Blitz, Regen und Überschwemmungen enden sollte.

Meine Mutter hatte Angst vor dieser Geburt, es war bereits die vierte. Drei Geschwister warteten schon auf mich.

In der Stadt hatte das Kolping-Blasorchester mit dem Frühjahrswecken begonnen, mit ihren dicken Posaunen und lauten Trompeten spielten die Musiker in ihren weißen Hosen und roten Jacken an diesem 1. Mai das Lied „Freut euch des Lebens“.

Ein gutes Omen sollte es sein.

Wenige Stunden später, und ich erblickte das Licht der Welt in diesem niedersächsischen Teil zwischen Ammerland und Emsland.

„Es ist ein Junge!“

Noch im Krankenhaus gab man mir den Namen Hans Julius. Zwei Tage später allerdings gab es eine leichte Verwirrung, die mein Leben lang anhalten sollte; denn ich wurde ganz offiziell kirchlich auf den Namen Johannes Julius getauft. Durch dieses Versehen hatte ich letztlich drei Namen erhalten. Bei der Kommune werde ich als Hans Julius geführt und bei der Kirche als

Johannes Julius. Das bereitet aber nur hin und wieder kleine Schwierigkeiten. Den Namen Julius erhielt ich aus Tradition, weil mein Vater, der bei meiner Geburt bestimmt wieder voller Aufregung und Unruhe zu Hause den Milchbrei für meine drei hungrigen kleinen Geschwister anrührte, so hieß.

Die Angst meiner Mutter war berechtigt gewesen, denn meine Geburt verlief äußerst kompliziert und meine Mutter hatte dabei viel Blut verloren, so viel, dass sie fast gestorben wäre. Aber sie wäre nicht meine Mutter gewesen, wenn sie nicht durchgehalten hätte, wie sie immer durchhielt.

Ich war das vierte Kind in unserer großen Familie und fünf weitere sollten in den Jahren noch dazukommen. Also waren wir letztlich neun Kinder zu Hause, fünf Jungen und vier Mädchen.

Meine Kindheit begann also an diesem schönen Maifeiertag voller Musik und Licht und voller glücklicher Menschen, da sie ja alle am „Tag der Arbeit“ freihatten.

Die politische Lage war entspannter denn je; im März hatte Bundeskanzler Konrad Adenauer das erste Mal offiziell die USA und den gerade gewählten Präsidenten Eisenhower besucht, im feindlichen Lager war drei Tage später der verstorbene schreckliche sowjetische Staatstyrann Josef Stalin an der Seite von Lenin beerdigt worden. Ein Aufatmen ging durch die Welt, trotz des Eisernen Vorhangs.

Noch war der Aufstand des 17. Juni in der DDR in wenigen Wochen undenkbar. Eine schöne Welt, damals, 1953.

Eine sehr wichtige Rolle, wenn nicht sogar die wichtigste Rolle in meinem Leben, spielte mein Vater. Spielte? Eher durchlitt. Im Jahre 1920 wurde er zusammen mit seinem Zwillingbruder in einer kleinen katholischen Landgemeinde unehelich geboren. Sein Zwillingbruder starb bei der Geburt. Papa hatte aber noch einen anderen Bruder, Bernd, der anderthalb Jahre älter war als er.

Die Mutter meines Vaters, also meine Oma, versuchte mühselig, für sich und ihre Kinder den Lebensunterhalt zu bestreiten. Das war schwer genug. Denn von dem Vater ihrer Kinder bekam sie nichts. Nach und nach hatte dieser seinen großen Hof und die Mühle ver-soffen.

Was haben diese beiden Jungen wohl für eine Kindheit gehabt? Haben sie darunter gelitten, dass sie vaterlos aufwachsen mussten?? Haben sie darunter gelitten, dass ihr leiblicher Vater nie für sie da war?? Bestimmt.

Wie sind sie in der Schule zurechtgekommen? Sie waren begabte und intelligente Jungen. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit haben sie die vielen Schattenseiten ihres Lebens von früh an immer wieder gespürt. Sie waren katholisch getauft und gefirmt, besuchten die katholische Volksschule im Ort und gingen zur ersten heiligen Kommunion.

Wie – so habe ich mich oft gefragt – haben sie wohl in der Pubertät den Umstand, dass ihre Mutter eine angeblich unsittliche Frau war, verkraftet? Sicher haben sie in ihren stillen Stunden unter den Umständen ihres Lebens sehr gelitten. Andere haben die scheinbare Schwäche der Jungen für sich ausgenutzt und sie damit gedemütigt. Sie waren sozusagen mit einem erheblichen Makel geboren worden.

Hätte meine Oma in aller Stille abgetrieben, wäre die heile Welt dieses hochmoralischen Dorfes erhalten geblieben. Aber sie hatte den Mut besessen und die Kinder geboren. Mut?? Ich denke, es gab für sie keine Alternative! Ihre Liebe zu ihren Kindern war groß und unerschütterlich. Sie sorgte für sie bei Tag und bei Nacht.

In den Wintermonaten übernahm meine Oma Näharbeiten und im heißen Sommer kroch sie schon morgens um 4 Uhr durchs Moor, um das Nötigste zu verdienen. Auch als ihre Söhne bereits erwachsene Männer waren, gab sie alles, um ihnen auf ihre Art zur Seite zu stehen.

Wenn mein Vater sie später hin und wieder besuchte, gab es in steter Wiederholung das gleiche Ritual. In Omas guter Stube tagte die „Philosophenrunde“. Und jeder hatte stets wichtige Beiträge zu leisten. Man sprach über Gott und die Welt und über die Probleme der Menschheit.

Sie kannten den Weg zu jeder Lösung, aber sie gingen ihn nicht. Sie gaben Ratschläge, selber aber befolgten sie sie nicht. Sie gaben Schuld, selber aber hatten sie

keine. Sie sprachen von Mut, waren aber feige. Sie prahlten von Stärke, waren aber labil. Sie verurteilten ihre Welt, sich selbst aber nicht. Sie sprachen von Pflichten, Verantwortung und Treue, waren aber oftmals zu schwach, um diese selbst zu erfüllen.

Mein Onkel Bernd entwickelte sich so, wie man sich einen gescheiterten Menschen vorstellt. Er trank viel und oft, gab seine Arbeit auf, löste seine Freundschaft und Verlobung auf und begab sich am Ende wieder in den Schoß seiner Mutter zurück. Sie nahm ihn auf. Sie sorgte für ihn, er trank; und wenn er völlig betrunken war, dann randalierte er.

Er bedrohte seine Mutter, und meine Oma versteckte sich dann draußen im Wald oder verbrachte die Nacht im Torfscuppen. Sie teilte mit ihm ihr Haus, und bevor die Sonne aufging, fuhr sie mit ihrem klapprigen Fahrrad ins nahe gelegene Moor, um mit der Torfarbeit für sich und ihn den Unterhalt zu verdienen.

Sie opferte sich auf für ihren Sohn, der seinerseits den Tag damit verbrachte, für Bürger des Dorfes die Schreibarbeiten und behördlichen Angelegenheiten zu erledigen und mit seinen Saukumpanen die Zeit totzuschlagen. Wenn Oma dann von der Arbeit nach Hause kam, ließ er seine Unzufriedenheit an ihr aus. Wenn er sich endlich ausgenüchtert und beruhigt hatte, kochte sie für ihn wieder fürsorglich das Essen.

Er war alkoholkrank und starb irgendwann im Delirium. Er hat sich wahrlich zu Tode gesoffen.

Mein Vater entwickelte sich anders. Er heiratete eine junge Frau, die von einem großen Bauernhof kam und in ihrer Persönlichkeit sehr gefestigt war. Sie stammte aus demselben Dorf wie er, und ihre Erziehung, die sie hauptsächlich durch ihren vorbildlichen Vater erhalten hatte, verbot es ihr, meinen Vater merken zu lassen, aus welch schwierigen Verhältnissen er kam.

Sie hatte gelernt, mit ernsten Situationen fertig zu werden. Ihre Mutter starb mit dem achten Kind im Wochenbett, und ihr Vater, ein angesehener Bauer des Dorfes, war stark und charakterfest. In ihm hatte sie ein leuchtendes Vorbild. Er hatte sich nicht unterkriegen lassen und bewiesen, dass es möglich ist, auch harte Zeiten durchzustehen. Mit ihren sechs Geschwistern wuchs sie auf dem elterlichen Bauernhof auf. Nach ihrer Schulzeit fand sie eine Anstellung bei einer Bank im Nachbarort.

Als junges Mädchen einen Beruf auszuüben und so ein eigenes Auskommen zu haben, bedeutete in der damaligen Zeit etwas absolut Außergewöhnliches und Besonderes. Selbstverständlich war es das auch für sie. Sie war stolz darauf, zu den wenigen Mädchen mit eigenem Einkommen zu gehören.

Bei der Bank lernte meine Mutter den peniblen Umgang mit Geld – ein Umstand, der ihr später sehr zugutekommen sollte.

Sie lernte aber auch den Umgang mit fremden Menschen. Vertrauen war eine Ehrensache und Disziplin ebenso. Ausschweifungen und Gefühlsausbrüche waren,

so der strenge Kodex, gefälligst zu unterbinden. Die junge Frau wurde in besonderer Weise diszipliniert, wie das bei den Banken damals so üblich war. Sie genoss dieses Leben, sie tat ihre Arbeit und fühlte sich wohl.

Sie kam aus einem guten Elternhaus und war ein angesehenes und bestimmt auch ein begehrtes junges Mädchen. In der Schule hatte sie stets auf dem ersten Platz gesessen, der damals den Klassenbesten vorbehalten war. Sie hatte langes schwarzes Haar und die Jungen aus ihrer Bauernsiedlung trugen am Morgen auf dem Weg zur Schule ihren großen bunten Ball.

Wenn jemand in der Schule aus festlichem Anlass ein Gedicht vortragen sollte, durfte und musste sie es tun. Bei den Prozessionen der katholischen Kirche kniete sie als Engelchen am geschmückten Außenaltar. Ein Mädchen, das trotz des frühen Verlustes der Mutter eine gute Kindheit gehabt hatte und sich von seiner gesamten Umwelt bestätigt fühlte. Mein Vater heiratete dieses Mädchen, es bot ihm Halt und Widerstand.

In den ersten Ehejahren hatten meine Eltern in einer Dienstwohnung in der Stadt gewohnt. Jetzt, nach meiner Geburt, zogen sie wieder zurück in ihren Heimatort, aufs Land. Sie hatten zwar nicht viel Geld, aber immerhin hatte mein Vater als Beamter ein festes Einkommen, und so konnte man die Zukunft sicher berechnen. Sie hatten sich entschlossen, ein Haus zu bauen.

Kaum war die nackte Rohbauphase überwunden, zogen wir auch schon ein. Eine Heimat der Improvisation,

ein Triumph der Bescheidenheit. Es gab keine Heizung und keinen Teppichboden. Kein Bad und kein WC. Keinen alltäglichen Komfort des Notwendigen. Nichts war mit dem Maßstab von heute zu vergleichen. Es gab, und allein das zählte, die eigenen vier Wände. Ein kleiner Stall, in dem wir einige Hühner, drei Schweine und eine Kuh halten konnten, gehörte dazu; ebenso unser Plumpsklo im Stall.

Gemeinsam wuchsen meine Geschwister und ich in diesem Elternhaus auf. Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Silvester waren bei uns immer große Feste. Der Höhepunkt des Jahres war Heiligabend, wenn das Christkind kam. Es gab nicht viele Geschenke, aber jedes einzelne wurde von uns ausgepackt und stets mit einem lauten Allotria aller Anwesenden bejubelt. Die Bescherung am Heiligabend dauerte bei uns stets lange und wurde das Erlebnis meiner Kindheit schlechthin.

So schön das Weihnachtsfest für uns Kinder immer war, so grausam war dagegen der 5. Dezember eines jeden Jahres, denn am Abend vor dem Nikolausfest kamen bei uns der Nikolaus und sein Knecht Ruprecht. Eigentlich sollte es ja ein Fest der Freude und der tollen Überraschungen sein, aber ich hatte vor dem Ruprecht immer tierische Angst. Er trug einen Sack, und böse Kinder kamen da hinein. Oftmals war ich an diesem Abend krank und konnte vom Schlafzimmer meiner Eltern aus durch das Schlüsselloch die Szenen in unserem angrenzenden Wohnzimmer verfolgen.